

«Innovation hat nicht allein eine technologische Komponente.»

Interview mit Stephan Sigrist,
Gründer und Leiter des Think Tanks W.I.R.E.

W.I.R.E.

Der interdisziplinäre Think Tank W.I.R.E. analysiert seit rund zehn Jahren globale Entwicklungen in Wirtschaft, Wissenschaft und Gesellschaft. Im Fokus des Schweizer Denklabors stehen neue Trends und deren Übersetzung in Strategien und Handlungsfelder für Unternehmen und öffentliche Institutionen. Thematische Schwerpunkte betreffen die digitale Wirtschaft, die gesellschaftliche Innovation und die Förderung der Zukunftsfähigkeit. Stephan Sigrist ist Gründer und Leiter von W.I.R.E., Herausgeber der Buchreihe ABSTRAKT, Autor verschiedener Publikationen sowie Keynote-Referent an internationalen Tagungen.

Stephan Sigrist

Nach seinem Biochemie-Studium an der ETH Zürich war Stephan Sigrist in der medizinischen Forschung von Hoffmann-La Roche tätig. Danach arbeitete er als Unternehmensberater bei Roland Berger Strategy Consultants und am Gottlieb Duttweiler Institute. Er ist im Stiftungsrat des Schweizerischen Allergiezentrumums AHA sowie von Science & Cité.



Trends sind Entwicklungen und Veränderungen, die wirtschaftlich, politisch oder gesellschaftlich relevant sind. Doch wie oder woran erkennt man die Relevanz solcher Entwicklungen? Es macht den Anschein, dass all unsere Lebensbereiche vom galoppierenden Trend der Digitalisierung in Beschlag genommen würden. Aber welche Chancen bietet sie? Wo liegen ihre Grenzen und hält der Mensch langfristig noch Schritt mit einer sich immer schneller verändernden Welt? Welche weiteren Trends prägen die Schweizer Wirtschaft und wie geht sie mit diesen um?

Diesen und weiteren Fragen gehen wir im Gespräch mit Stephan Sigrist, dem Gründer und Leiter des Think Tanks W.I.R.E, auf den Grund.



Mit Stephan Sigrist sprach Can Arıkan, KPMG

KPMG Herr Sigrist, was ist ein Trend und wie erkennt man einen solchen?

Stephan Sigrist Es gibt verschiedene Definitionen eines Trends, abhängig vom Anwendungsgebiet. Im Wesentlichen geht es darum, dass sich aus einer Zeitreihe eine Veränderung ablesen lässt, der eine gewisse Relevanz zuteil wird.

Und woran erkennen Sie dann, dass eine solche Veränderung einen grossen Einfluss auf unser Leben haben wird?

Darauf gibt es keine finale Antwort. Es hängt von der Zielsetzung ab, die man erreichen will. Wir leben in einer Zeit mit einer extrem hohen Dichte an

Daten, mit denen wir uns täglich oder sogar stündlich auseinandersetzen müssen. Es wird immer schwieriger, Relevantes zu erkennen.

Und wie erkennt man es trotzdem?

Die Fähigkeit ist entscheidend, Neues in einen grösseren Kontext zu setzen und Verknüpfungen mit möglichen Folgen herzustellen. Weil sich jedoch die Relevanz einer Entwicklung nicht immer frühzeitig erkennen lässt, ist es auch zentral, in Szenarien zu denken.

Somit kann man auch nicht sagen, was die typische Halbwertszeit eines Trends ist?

Nein, das kann man nicht. Je nach Natur eines Trends haben wir es mit ganz anderen Zeitmassstäben und Halbwertszeiten zu tun. Der demografische Wandel ist eine stille soziale Revolution, die unsere Gesellschaft in den nächsten Jahrzehnten massgebend prägen wird. Wenn wir Konsumtrends oder eine Spiele-App wie Pokémon-Go analysieren, kann ein Trend gerade einmal einen Sommer lang aktuell sein, ist somit aber auch weniger relevant.

Wurden Sie vom Pokémon-Go-Virus erfasst?

Nein. Allerdings interessieren mich die sozialen Mechanismen, die zu dem Hype geführt haben.

Was bestimmt, ob ein Unternehmen einem Trend verfällt?

Das kommt auf die Optik und den Standpunkt an. Als Unternehmen oder Organisation ist man auch von der eigenen Geschäftstätigkeit getrieben, die einem vorgibt, ob eine Entwicklung als relevant einzustufen ist. Angesichts der Daten- und Reizüberflutung, in der wir heute leben, wird es aber nicht einfacher, tatsächliche Trends und langfristige Veränderungen zu erkennen. Obwohl wir bemüht sind, immer langfristiger zu denken, wird der Sog ins Kurzfristige immer stärker. Das ist nicht unproblematisch.

Verlassen Sie sich beim Erkennen von Trends auf Resultate aus der Marktforschung oder auf Ihr Bauchgefühl?

Wenn wir die Vergangenheit und die Aktualität erfassen und erklären möchten, stützen wir uns sehr wohl auf statistische Daten, da es hierzu Evidenzen gibt, die wir messen können. Auch bei neuen Entwicklungen spielt die Systematik eine sehr grosse Rolle. Ich würde zwar nicht gleich von Bauchgefühl sprechen, aber eine subjektive Einschätzung, die auf einer entsprechenden qualitativen Argumentationsbasis gründet, ist durchaus relevant. Im Kern lässt sich die Zukunft nicht aus der Vergangenheit und der Erkennung von Bestehendem ableiten. Vielmehr erfordert es Antizipation. Projektionen, die auf dem heutigen Potenzial von Technologien bestehen, greifen oftmals zu kurz.

Welcher Trend prägt Sie persönlich derzeit am stärksten?

Das ist mitunter die Flexibilisierung unserer Gesellschaft, sprich die Kombination von beruflicher Tätigkeit, Familienleben und persönlicher Entwicklung. Die Schwierigkeit liegt hier in der Breite und Fülle von Optionen, die uns offenstehen und aus denen wir immer wieder selektionieren müssen. Der technologische Fortschritt ermöglicht uns eine Parallelität an Aktionen und Bedürfnisbefriedigungen, die unserer Gesellschaft vor einhundert Jahren noch nicht offenstand.



«DEN ANSATZ
DER SILICON-VALLEY-KULTUR
KÖNNTE MAN
INTELLIGENTER MACHEN.»

Stephan Sigrist

Also das Absterben des Entweder-Oders?

Ja, so könnte man es auch sagen. Vielleicht eine der grössten Errungenschaften unserer Gesellschaft. Aber auch eine Bürde, die uns viel abverlangt.

Womit beschäftigt sich W.I.R.E. derzeit schwerpunktmässig?

Wir interessieren uns seit je für Life Sciences und Food, Banken und Versicherungen, aber auch für Medien und Städte. Im Zentrum steht dabei heute die Digitalisierung, die nicht nur Arbeitsprozesse und die strategische Planung verändert, sondern die Gesellschaft insgesamt.

Und wo sehen Sie dabei Ihre Aufgabe?

Unsere Aufgabe liegt heute nicht primär darin, die neusten Trends zu erkennen. Wir helfen mehr dabei, rasche Veränderungen einzuordnen und den teils sehr hohen Erwartungen an die digitale Re-

volution kritisch zu begegnen. Wir gehen aber auch den Konsequenzen einer steigenden Lebenserwartung auf den Grund, und zwar dahingehend, welche Optionen uns ein vorhersehbar längeres Leben bietet. Man kann vielleicht zwei Berufe und Ausbildungswege nacheinander haben und sein Leben ganz anders aufteilen. Im Kern steht oftmals die Frage, wie es gelingt, noch langfristig zu planen in einer Welt, die sich sehr schnell verändert.

Welche Trends prägen die Schweizer Wirtschaft derzeit?

Das ist sicher die Digitalisierung mit all ihren Ausprägungen, wie der Suche nach neuen Geschäftsmodellen und Organisationsformen oder der Positionierung im Arbeitsmarkt. Gleichzeitig ist die Wirtschaft mehr denn je durch die Politik geprägt, speziell auch die Beziehung der Schweiz und der Schweizer Wirtschaft zu Europa. Hierbei spielt das

Verständnis von gesellschaftlichen Trends eine immer wichtigere Rolle. Politik, Wirtschaft, Forschung und Gesellschaft sind Teile des Gesamtsystems und müssen auch entsprechend verknüpft werden.

Wie gelingt diese Verknüpfung?

Innovation hat nicht allein eine technologische Komponente. Die langfristige, aktive Gestaltung gesellschaftlicher Strukturen ist eine zentrale Voraussetzung für politische Stabilität und diese wiederum für wirtschaftliches Wachstum. Wir brauchen also mehr ganzheitliches Denken und Handeln. Silo-Lösungen, wie wir sie in der Vergangenheit immer wieder angewendet haben, greifen zu kurz. Ich glaube, dass sich diese Erkenntnis immer weiter durchsetzt und dass auch Unternehmen wieder beginnen, langfristiger zu planen und Gesamtzusammenhänge zu verstehen.

Und wie gehen die Unternehmen in der Schweiz damit um?

Wir sind im Moment etwas gefangen im Zwiespalt zwischen einer Hype-Situation, in der wir möglichst viel Neues antizipieren möchten, und einer Art Schockstarre, in der wir gar nicht genau wissen, woher die Veränderungen kommen und wohin sie uns führen werden.

Womit sie in der Mitte zweier Pole feststecken?

Im Wesentlichen ist das Bewusstsein dafür, dass sich die Welt verändert, bei den Unternehmen vorhanden. Wir sehen zahlreiche Beispiele von Firmen und Branchen, die sich aktiv mit der Zukunft auseinandersetzen. Gleichzeitig sind viele Unternehmen noch überfordert damit, die Dimensionen, inwiefern sich die Welt tatsächlich grundlegend verändert – wie uns die Technologieunternehmen im Silicon Valley weismachen wollen –, richtig einzuschätzen. Es wird sich rückblickend zeigen, ob wir gerade eine Revolution erleben oder ob dies letztlich Teil einer Evolution gewesen sein wird.

Was bedeutet das für die Schweiz?

Für uns in der Schweiz heisst das konkret, dass wir uns Gedanken machen müssen, welche Rolle wir in dieser neuen Wirtschaft spielen wollen. Wir sind ja nicht hilflos den Ideen und Prognosen des Silicon Valley ausgeliefert, wonach alles digitalisiert werden muss, das digitalisiert werden kann. Uns wird die Rolle zukommen, dem euphorischen Hype der New Economy auch eine hinterfragende Sicht gegenüberzustellen. «Uber» und «Airbnb» zum Beispiel sind nicht nur rasant schnell wachsende Innovationen, sondern sie verursachen auch Schäden und Unsicherheiten, die es zu bewältigen gilt.

Ihre Empfehlung?

Der richtige Schritt wäre es nun, Innovation, wie bereits erwähnt, nicht alleine als technische Komponente zu

verstehen, sondern Technologie in eine Marktwirtschaft und in die Gesellschaft einzubetten. Im Mittelpunkt steht nicht primär das Potenzial einer neuen Technologie, sondern der Mehrwert für Nutzer. Ich glaube, dass Unternehmen, die sich danach ausrichten, auch kommerziell am erfolgreichsten sein werden. Von daher teile ich Mark Zuckerbergs Leitmotiv «Move fast and break things» nicht. Es muss vielmehr «Think ahead and create values» sein.

Wird das Silicon Valley das Mekka der Innovationskultur bleiben oder orten Sie bereits neue Quellen von neuartigen Denkweisen auf der Welt?

Das Silicon Valley verfügt natürlich über Qualitäten, die es noch lange an der Spitze der Digitalisierung der Wirtschaft bleiben lässt. Die Magie des Standorts erklärt sich durch das Zusammenwirken verschiedener Faktoren, die historisch gewachsen sind. Wir sehen aber auch neue Standorte der Start-up-Kultur und der technologischen Innovation aufkommen, sei das in Berlin, London, Tel Aviv oder immer mehr auch in der Schweiz, aus denen auch neue Ansätze zu erwarten sind. Aber ich möchte hier nochmals betonen, dass es ein Fehler wäre, der Technologie als solcher die alleinige Lösungsfähigkeit für die Herausforderungen unserer Gesellschaft und Wirtschaft zuzusprechen.

Interdisziplinarität heisst das Lösungswort?

Ja, genau, das möchte ich sagen. In der Schweiz sind derzeit Stimmen hörbar, die sagen, dass wir vor dem Hintergrund der Digitalisierung in Zukunft vor allem Software-Ingenieure brauchen werden. Davon bin ich nicht überzeugt. Wir brauchen auch in Zukunft nach wie vor handwerkliche Fertigkeiten und geisteswissenschaftliche Denkweisen, die sich aber sehr konkret mit den realen Herausforderungen der Marktwirtschaft beschäftigen. Und für das

Zusammenspiel dieser Qualitäten erachte ich die Schweiz als prädestiniert. Mit unserem dualen Bildungssystem haben wir eine lange Tradition an intellektuellen und physischen Fertigkeiten. Man kann nicht alles nur programmieren, man muss auch etwas bauen können. Den Ansatz der Silicon-Valley-Kultur könnte man durchaus intelligenter machen. Hier sehe ich unsere Chance.

Gibt es Branchen oder Wirtschaftszweige, die gänzlich trendresistent reagieren?

Im Moment macht es den Anschein, dass all unsere Lebensbereiche vom galoppierenden Trend der Digitalisierung in Beschlag genommen würden. Die entscheidende Frage wird sein, ob und wie es uns gelingt, die Schnittstellen zwischen Maschine und Mensch zu gestalten, wie es gelingen wird, Technologie in unseren Alltag zu integrieren.

Inwiefern beeinflussen Visionen Innovationen und umgekehrt?

Es gibt grundsätzlich zwei Mechanismen. Entweder man beobachtet die Gegenwart und projiziert eine Entwicklung in die Zukunft. So entwickelt Google selbstfahrende Autos – also werden wir in Zukunft selbstfahrende Autos haben. Oder man denkt sich wünschbare Dinge für die Zukunft aus, ohne eine Ahnung zu haben, wann und wie wir dahin gelangen werden. So hat der deutsche Erfinder und Autor Ernst Höckel im Jahr 1910 in seinem Werk «Handbuch für Erfinder» wünschbare Visionen für die Zukunft festgehalten. Das ist der richtige Ansatz für eine Vision: Sich nicht von bestehenden technologischen Möglichkeiten leiten lassen, sondern sich das optimal Wünschbare vorstellen.

Alle sprechen über Digitalisierung. Glauben Sie, dass auch alle wissen, wovon sie sprechen?

Nein, aber das kann man auch noch nicht verstanden haben, weil man sich der langfristigen Konsequenzen gar nicht bewusst ist. Das Problem beginnt beim Verständnis dessen, was denn Digitalisierung tatsächlich ist. Man muss sich zunächst einmal der verschiedenen Ebenen bewusst werden, auf denen sich Digitalisierung abspielt. Da sprechen wir von Personalisierung durch Datenverarbeitung, von Automatisierung, Virtualisierung und schliesslich auch Demokratisierung von Produktionsprozessen. Und man muss Plattformen schaffen, auf denen zunächst gelernt wird, wo und wie digitale Komponenten sinnvollerweise eingesetzt werden und wo man besser darauf verzichtet.

Wo liegen die Grenzen der Digitalisierung?

Digitalisierung fördert Effizienz. Einfache Prozesse und musterbasierte Aufgaben werden wir Algorithmen und Robotern übertragen. Alles, was an Komplexität darüber hinausgeht, wird kaum durch digitale Lösungen substituiert werden. Und das ist auch gut so.

Da sind viele etwas anderer Meinung ...

Algorithmen scheitern immer noch bei der ganzheitlichen Analyse hochkomplexer Systeme wie den Finanzmärkten oder der menschlichen Biologie. Nun gibt es immer solche, die einwenden, es sei nur eine Frage der Zeit, bis Algorithmen so gut werden, dass sie die Komplexitätsverarbeitung des menschlichen Hirns übertreffen werden. Aber es gibt Skeptiker, die sagen, dass ein Algorithmus immer nur ein Modell ist, das an seine Grenze stossen wird, und dass es immer den Menschen brauchen wird, um komplexe und unerwartete Ereignisse verarbeiten zu können.

Aber die Grenze wird letztlich rein technologischer Natur sein?

Nein. Wenn man den Nutzen für den Menschen in den Vordergrund rückt, dürfte die Grenze der Digitalisierung dort zu liegen kommen, wo die Nachteile der Digitalisierung die Vorteile überwiegen werden.

Ein konkretes Beispiel?

Der Nutzer oder Endverbraucher stellt einem Unternehmen seine persönlichen Daten zur Verfügung und bekommt als Gegenleistung eine Dienstleistung oder ein Produkt, das einen Mehrwert darstellt. Solange dieser Tausch besteht, zieht der Mensch einen Nutzen aus der Digitalisierung. Wenn Sie aber als Gegenleistung für Ihre persönlichen Daten nur mit sinnloser Werbung eingedeckt werden, überwiegen die Nachteile und Sie verlieren Ihr Interesse.

Persönliche Daten der Nutzerinnen und Nutzer werden so zur neuen Währung in der digitalisierten Welt?

Das ist das grosse Versprechen, das im Raum steht und gegenwärtig an allen Konferenzen, die ich besuche, unhinterfragt als Grundlage der künftigen Wirtschaft dargestellt wird. Doch das einzige, was wir derzeit bekommen, ist nutzlose Werbung. Wir leben bereits heute mitten in einer Daten-Blase, die zu platzen droht, da sie den versprochenen Nutzen für den Menschen nicht zu bringen vermag.

Ist Big Data nur ein Luftschloss?

Das kann man so nicht sagen. Es gibt bereits viele Anwendungen, in denen durch die Verarbeitung und Analyse von grossen Datenmengen konkreter Mehrwert erbracht wird. Beispielsweise bei der Mustererkennung von Kundenverhalten oder in der Medizin bei der Therapiezuweisung bei spezifischen Diagnosen. Allerdings dürfte es auch hier Performance-Grenzen geben. Bei einem Over-Fitting nimmt die Genauigkeit der Analysen ab einer gewissen Datenmenge wieder ab.

Wo stehen wir beim Internet der Dinge?

Da stecken wir noch in den Kinderschuhen. Wir fangen jetzt langsam an, Alltagsgeräte miteinander zu vernetzen und erste Vorstellungen davon zu entwickeln, welches die langfristige Konsequenz dieser technologischen Möglichkeit ist. Man kann auch sagen, dass wir inzwischen das Alphabet entwickelt haben und nun das Schreiben und Lesen lernen. Zwar werden wir schon bald zahlreiche Anwendungen in unserem Alltag sehen, in denen intelligente Geräte Mehrwert bringen. Allerdings eröffnen sich damit auch Risiken von Abhängigkeiten oder Systemausfällen durch Cyber-Attacken.

Was ist demnach die grösste Chance, die uns die Digitalisierung bringt?

Die grösste Chance liegt sicher in der Stärkung von Effizienz. Es gibt Wirtschaftszweige, die noch viel Effizienzsteigerungspotenzial haben.

Wird die Industrie 4.0 den Menschen als Arbeitskraft überflüssig machen?

Wenn ich diesbezügliche Artikel besorgter Politiker lese, kommen mir fast exakt gleiche Aufsätze und Warnungen aus der Zeit der Industrialisierung Anfang des 20. Jahrhunderts und der Automatisierung in den 50er-Jahren in den Sinn. Die pessimistischen Voraussagen wiederholen sich in einer regelmässigen Kadenz. Was aber immer passiert – und auch jetzt wieder passieren wird –, ist, dass wir unsere Fähigkeiten und Fertigkeiten an die Umstände anpassen und verändern. Es werden neue Berufsbilder entstehen und wir werden die Schnittstelle zwischen Mensch und Maschine einmal mehr neu definieren. Das heisst, dass wir uns Gedanken machen müssen, wie Roboter eingesetzt werden sollen, wie wir dadurch entstehende Freiheiten nutzen und wie unsere Arbeit in Zukunft vergütet wird.

Ist unser heutiges Bildungssystem in Zukunft noch zweckmässig?

So wie es sich heute präsentiert, nur bedingt. Kritisches Denken setzt Faktenkenntnis voraus – die Welt zu begreifen erfordert, sich mit ihr zu beschäftigen. Wir müssen unsere Lernformen und unsere angestrebten Kompetenzen in einer Welt, in der die Halbwertszeit von Wissen immer kürzer wird, hinterfragen, wobei die Grundkenntnisse in Mathematik, Schrift und Sprache natürlich weiterhin die Grundpfeiler der Bildung sein müssen.

Wohin führt uns die Urbanisierung in den nächsten 50 Jahren?

In einzelnen hoch entwickelten Regionen der Welt wie der Schweiz könnte sich das Städtewachstum wieder abschwächen, da die Errungenschaften von Digitalisierung und Mobilität ein dezentraleres Leben ermöglichen. Man muss nicht mehr in einer Stadt wohnen, um schnell zur Arbeit zu gelangen, sondern kann eigentlich auch im Engadin arbeiten – sofern ein Internetanschluss vorhanden ist. Zudem unterstützen sowohl die Verknappung von Wohn- und Lebensraum wie auch der Wunsch nach mehr Ruhe und Entspannung die breitere Verteilung der Wohnbevölkerung im ganzen Land.

Reibt sich der Mensch letztlich nicht auf im Spannungsfeld zwischen einer beschleunigten, technologischen Welt und dem Bedürfnis nach Ruhe und Gelassenheit?

Ja, das beobachten wir heute schon stark und das hat viel mit einem falsch verstandenen Technologieverständnis zu tun. Der Mensch verfällt der Versuchung, sich dem Tempo des Computers anzupassen, wird das aber nie schaffen. Wir stehen jetzt womöglich an einem Wendepunkt in der Geschichte. Bis jetzt bestand ein Konsens, wonach mehr Daten, schnellere Verarbeitung und effizientere Prozesse automatisch zu besseren Entscheidungsgrundlagen führten. Heute haben wir einen Punkt erreicht, wo uns noch mehr Informationen nicht zwingend weiterbringen. Ich könnte 500 oder auch 500'000

Freunde auf Facebook haben, aber es bringt mir nichts mehr, ich kann damit nichts mehr anfangen. Daher bin ich überzeugt, dass die nächste Stufe der Innovation sich wieder verstärkt auf den Menschen ausrichten muss.

Die Nonstop-24-Stunden-Gesellschaft wird es also nie geben?

Nein. Solange wir biologische Wesen sind, die Schlaf brauchen und verschiedene Bedürfnisse haben, können wir den Rhythmus nicht beliebig erhöhen. Wir sehen ja heute schon Gegenbewegungen. Die Leute wollen wieder vermehrt Teilzeit arbeiten und die Work- Life-Balance wird im Personalgespräch zum zentralen Thema. Ich glaube, der Mensch reagiert hier sehr schnell und durchaus instinktiv. Zudem ist es auch eine Marktlogik, die dazu beiträgt. Unternehmen stellen fest, dass Mitarbeitende, die nicht zwölf Stunden am Stück arbeiten und mehr Pausen machen, am Ende des Tages produktiver sind, die besseren Ideen haben und genauer arbeiten.

Wie gehen Unternehmen mit diesen Entwicklungen um?

Über Jahrzehnte gewachsene Kulturen lassen sich nur langsam verändern. Derzeit erleben wir eine Verschiebung von Strukturen und Modellen bezüglich des Arbeitsplatzes. Welche Arbeiten mache ich besser im Büro, welche vielleicht besser zu Hause? Das ist kein einfacher Prozess, eher ein Kraftakt, den die Unternehmen derzeit zusammenstemmen müssen.

Fordert nicht gerade die Generation der Millennials einen immer schnelleren Rhythmus an Neuem?

Es besteht durchaus ein Risiko, dass wir uns in eine Abhängigkeit nach schnellem Wandel begeben. Die Realität wird hier aber bremsend einwirken. Auch die Millennials verhalten sich eigentlich schon heute differenziert und suchen einen Trade-off zwischen Wechsel, Veränderung und Beständigkeit.

Wie entwickelt sich die Individualisierung in den kommenden Jahren?

Die Individualisierung ist eine der grössten Errungenschaften unserer westlichen Welt der letzten 50 Jahre. Wir können unser Leben frei gestalten. Doch wir laufen Gefahr, uns genau darin selbst zu überfordern, da die Komplexität ins Unermessliche steigt. In diesem Sinn sehe ich in vielen Lebensbereichen eine Rückkehr des Individuums zur Gemeinschaft und der Einordnung darin als Grundstein für die eigene Zugehörigkeit.

Aber die Digitalisierung führt doch zu einer immer grösseren individuellen Freiheit?

Ja und nein. Zum einen eröffnen sich natürlich mehr Gestaltungsmöglichkeiten für das Leben und den Zugang zu personalisierten Dienstleistungen und Produkten. Digitalisierung führt aber eben auch zu Standardisierung und starker Angleichung. Und vor allem bewegt man sich in immer kleineren Filtern. Das heisst, Algorithmen erkennen Ihre Vorlieben und werden Ihnen diese immer zuhalten. Sie entdecken kaum mehr Neues ausserhalb Ihres digitalen Spektrums.

Also hat die Gauss-Kurve ihren gesellschaftlichen Zenit erreicht?

Ja. Wir werden immer wieder in die Mitte gestossen. Es zeigt sich in verschiedenen Lebens- und Wirtschaftsbereichen. Selbst im politischen Diskurs, wo andere Meinungen offensichtlich gar nicht mehr zu finden sind. Denn in einer personalisierten Medienwelt werden Ihnen nur noch die Nachrichten und Meinungen angeboten, die Ihre Vorurteile bestätigen, was eine Gefahr für die Demokratie darstellt.

Letzte Frage: Deckt sich das Bild von der Schweiz im Ausland mit unserer Innensicht?

Oft habe ich das Gefühl, dass wir uns selbst als etwas zu wichtig einschätzen und uns – vereinfacht gesagt – auf unseren Lorbeeren ausruhen. Die Schweiz ist in der Vergangenheit immer wieder durch Pioniergeist, Fleiss und Mut vorwärts gekommen. Diesen Geist braucht es heute wieder – mehr denn je.

